

Unverkäufliche Leseprobe



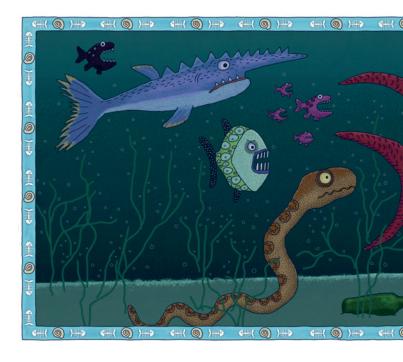
Daniel Schnorbusch Problemzonen des Lebens Meine Gespräche mit Fräulein Schröder

Illustriert von Jana Konschak 128 Seiten, Gebunden ISBN: 978-3-406-59280-5

Unter Wasser

Originaldokument

Mein Verhältnis zum Wasser ist - ich kann das gar nicht anders sagen - eines, das man als «gebrochen» bezeichnen muss, auch wenn meine Liebe klar dem Meer gehört und ich dieses jedem noch so tollen Berg vorziehe. Was ist schon die beklemmende Enge von Gebirgstälern im Vergleich zur weiten Sicht über den Horizont, während die Wellen in unendlichem Gleichmaß an den Strand rollen? Eben. Zugleich aber ängstigt mich kaum etwas mehr, als in irgendeine dunkle Brühe steigen zu müssen. Ich schaue gerne auf das Meer, ich segle gerne über den See, ich gehe gerne am Fluß entlang und ich sitze gerne am Ufer. Aber in ein Wasser steige ich nur, wenn es sich wirklich nicht vermeiden lässt. Vor die Wahl gestellt: Wanne oder Dusche, nehme ich die Dusche. Nichts schlimmer als tiefe, dunkle Seen, schlammige Weiher, moorige Tümpel. Sobald ich den Grund nicht mehr sehen kann, spüre ich, wie die Haie, die Riesenkarpfen, die Wasserschlangen und die Kraken, das ganze grässliche Wassergetier herangeschwommen kommt, um mich zu verschlingen. Dann schon lieber gekachelte Hallenbäder mit klarem gechlortem Wasser. Hinzu kommt auch, dass ich ein lausiger Schwimmer bin. Seit etwa fünfundzwanzig



Jahren versuche ich beispielsweise, mir die Kunst des Kraulens beizubringen. Keine Chance. Nach fünf Zügen rette ich mich vor dem Ertrinken allein dadurch, dass ich wieder so langsam und regelmäßig brustschwimme, wie die siebzigjährigen Seniorinnen in der Therme von Bad Pyrmont. Manchmal denke ich, ich sollte mir auch so eine rosa Badekappe mit Blütenapplikationen aus Tüll zulegen, um bei der anwesenden Damenwelt erst gar keine falschen Hoffnungen zu wecken. Hier kommt nicht Mark Spitz II., Mädels, hier kommt jemand, um den man schön brav einen großen Bogen herumschwimmen muss, damit er nicht absäuft. Kinder, die vom Beckenrand springen, sind mir ein Gräuel und das



Dreimeterbrett brauchen letztlich auch nur Leute, für die der Freitod eine alltägliche Handlungsoption ist. Ich bedaure es sehr, dass es keine wasserfesten Bücher gibt, mit denen ich mehr oder weniger subtil signalisieren könnte, dass ich, wenn schon nicht des Schwimmens, so doch wenigstens des Lesens mächtig bin. Ich meine: Wenn Gott gewollt hätte, dass der Mensch im Wasser bleibt, dann wären wir doch noch heute Pantoffeltierchen. Sind wir aber nicht.

Meine kleine Aquaphobie hat natürlich tiefenpsychologische Ursachen. Diese Ursachen sind ziemlich genau drei Meter tief, und schuld ist meine jüngere Schwester. Ich war acht und sie war fünf. Unsere praktisch denkende Mutter meldete uns beide im Schwimmkurs an, damit wir den Freischwimmer machten. Ich kann mich nicht erinnern, gefragt worden zu sein. Das Ende war, dass meine Schwester mit einer Stoffplakette, auf der eine schön geschwungene Welle drauf war, belohnt wurde, die ihr noch am selben Tag an die Badehose genäht wurde, während ich mich am Beckenrand festklammern und husten musste, weil ich nach drei Minuten eine Ladung Wasser geschluckt hatte. Kann es eine größere Demütigung geben? Nie habe ich mir eine Plakette an eine Badehose nähen lassen, selbst Jahre später nicht, als ich es dann endlich auch gedurft hätte. Mein Fehler allerdings war, dass ich Fräulein Schröder mein Wassertrauma bestenfalls andeutungsweise gestanden hatte.

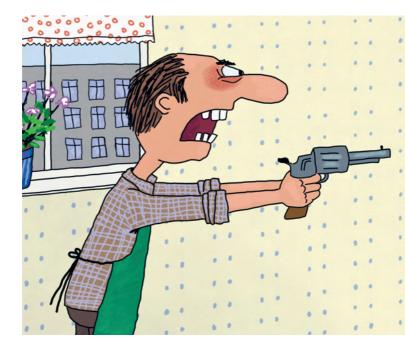
«Komm», sagte sie eines Sonntags, «es ist so schönes Wetter. Lass uns doch zum Baden an den See fahren.» «Och ... hier ist es doch auch ganz schön», versuchte ich es. «Wir könnten die Liegestühle vom Speicher holen und uns auf den Balkon legen. Wir könnten da liegen und uns ein bisschen sonnen, wir könnten ein Buch lesen, Musik hören, Schach spielen, Kuchen essen, Kaffee trinken, Kreuzworträtsel lösen...» «Nein, nein», insistierte sie, «ich muss hier raus. Ich will an einen See.» Widerstand war zwecklos. Und wirklich, der Anblick war überraschend schön. Glitzernd lag der See in der Hügellandschaft des Voralpenlandes, die weißen Segel der Jollen tanzten auf seiner tiefblauen Fläche, die Zweitausender schimmerten im gleißenden Licht von ferne herüber. «Hier ist es gut», bestimmte Fräulein Schröder und ließ die Badetasche auf die Wiese fallen. Sie hatte eine Decke mitgenommen, die wir ausbreiteten. Sie hatte

eine Thermoskanne mit Kaffee dabei und Obst und Kuchen. Ich zog mir das Hemd aus, die Schuhe und die Socken. «Ich habe, fürchte ich» - ich wühlte in meinem Beutel -, «ich habe, wie es aussieht, wohl meine Badehose vergessen.» «Das ist nicht dein Ernst», brach es aus ihr heraus, «sag, dass das nicht wahr ist.» Die Leute auf den Nachbardecken wandten uns abrupt die Köpfe zu. «Ich hab die Hose eben vergessen», zischte ich, «das kann ja mal passieren.» Sie glaubte mir nicht. Ich meine sogar, das böse Wort «Sabotage» gehört zu haben. Sie sagte: «Dann badest du eben ohne Hose.» Meine Kehle schnürte sich zu, mein Herzschlag beschleunigte sich, mir brach der Schweiß aus. «Ohne Hose? Bist du wahnsinnig?! Das kommt überhaupt nicht infrage. Das ist völlig ausgeschlossen. Was, wenn da irgendein gro-Ber Fisch kommt und ...» Ich bin natürlich nicht in diesen See gestiegen. Ich bin nicht lebensmüde. Ich habe auf der Wiese gelegen, Markus Werners «Festland» gelesen und zwischendurch ein Nickerchen gemacht. Fräulein Schröder aber hat ausschließlich mit so einem öligen Latino-Typen in Glitzerbadehose geplaudert, der sich auf dem Nachbarhandtuch räkelte und sich ständig mit Sonnenöl einrieb. Sie waren gemeinsam schwimmen. Sie haben sogar, ich habe es genau gehört, auf dem See laut miteinander gelacht. Aber später, als der dann sein Micky-Maus-Heft herauszog und darin, soll ich wirklich sagen: «zu lesen» begann, warf mir Fräulein Schröder einen geläuterten Blick herüber. Sie bot mir sogar einen Apfel an, den ich gerne nahm. Ich sage es ja: Am sechsten Tag schuf Gott Mann und Frau und nicht Karpfen und Wels.

Basilikumverschwörung

Originaldokument

Was ist Leben? Die einfachsten Fragen hauen einen ja manchmal aus den Socken. Biologen würden einem wahrscheinlich jetzt mit irgendwelchen Zellen kommen oder mit Genen. Sie würden eine Liste mit Merkmalen aufstellen, die man abhaken kann. Und wenn dann alles abgehakt ist, dann haben wir es mit Leben zu tun. Alles, was lebt, würden sie vermutlich sagen, das muss einen Stoffwechsel haben, muss sich irgendwie bewegen, muss auf Reize reagieren, muss sich fortpflanzen. Wie wenig so eine Liste taugt, sieht man schon daran, dass fast alle dieser Merkmale auch auf mein Auto zutreffen. Benzin oben rein, Abgase hinten raus. Wenn ich Gas gebe, fährt es meistens los, wenn ich auf die Hupe haue, dann trötet es. Nur fortpflanzen kann sich mein Auto leider nicht. Wäre das also das entscheidende Merkmal? Kann auch nicht sein, denn sonst würden wir ja meinen kastrierten Kater Paulchen aus der Klasse der Lebenden ausschließen müssen. Mit der Biologie kommen wir also nicht recht weiter. Ein Philosoph würde dagegen einfach schauen, was die Leute so gemeinhin als lebend bezeichnen. Einen Stein nennt niemand lebendig, ein Auto auch nicht, einen Baum aber schon, einen Elefanten sowieso und einen Virus wohl auch, zumindest indirekt, insofern man Viren töten kann, was ja ein Leben immerhin voraussetzt. Ist das vielleicht das entscheidende Merkmal für Leben? Getötet werden können? Aber da kommt dann sicher wieder so ein Neunmalkluger daher und sagt: tote Zeit, totes Kapital, toter Winkel, tote Hose. Setzen diese Redeweisen etwa lebende Zeit, lebendes Kapital, lebende Winkel und lebende Hosen voraus? Die ganze Metaphorik macht uns einen dicken Strich durch unsere sprachanalytische Rechnung. Sollten wir daher einfach nach Gutdünken entscheiden und von Fall zu Fall? Gewiss, bei einigen Dingen sind wir ganz sicher, dass sie leben, bei



anderen ganz sicher, dass sie nicht leben, und bei wieder anderen, da können wir uns dann mal schön streiten. Zum Beispiel mein Basilikum. Basilikum kauft der moderne Mensch ja gerne für einen Euro neunundneunzig im Supermarkt und denkt dabei, dass er nun ein Leben lang ein frisches Basilikum hat. Ich denke das jedenfalls immer wieder gerne. Wenn ich mit so einem satten, üppigen Basilikumtopf vom Einkaufen nach Hause komme, sagt Fräulein Schröder aber immer nur: «Oje, das schon wieder!» Mit «das schon wieder» meint sie einen ihr wohlbekannten Vorgang, ich könnte auch sagen ein *Ritual*. Ich befreie das Basilikum von seiner trichterförmigen Plastikfolie, stelle es in



die Nähe des Küchenfensters, streiche sanft über die frischen Blätter, betaste mit dem Finger die feuchte Erde und denke wider besseres Wissen: «Diesmal klappt es.» Nach wenigen Stunden muss ich dann allerdings feststellen, dass sich die einzelnen Stängel ohne den Plastikfolientrichter schon etwas zur Seite geneigt haben. Das Ganze sieht jetzt ein bisschen auseinandergefallen aus. Zwischen den kräftigeren Stängeln zeigt sich bereits das ein oder andere welke Blatt. Es ist ja nicht so, dass ich schon in diesem Moment den Verdacht hege, dass ich basilikummäßig irgendwie reingelegt worden wäre. Meine Freude über den neuen Topf bekommt bloß so einen kleinen Schatten. Am Tag darauf, spätestens am zweiten, muss ich dann feststellen, dass auch einige der zuvor noch kräftigeren Blätter etwas schlaffer geworden sind. Einige hängen senkrecht herab. Einige sind ganz gelb. Ich prüfe erneut die Feuchtigkeit, ich beginne, es etwas zu gießen. Aber im Laufe einer Woche wird Stängel für Stängel schwach und sinkt in sich zusammen. Und das, obwohl ich dagegen angieße und ansprühe und alle Götter und Heiligen anrufe und mich immer dreimal nach Osten verbeuge. Ich spreche sogar mit dem Basilikum. Ich bin der Prinz Charles der Küchenkräuter. Ich sage: «Liebes Basilikum, wenn du nur hübsch kräftig bleibst, werde ich zur Belohnung meine Tomaten und meinen Mozarella ohne dich essen.» Das Basilikum, das ich kaufe, ist aber grundsätzlich taub. Alldieweil zupfe ich einen leblosen Trieb nach dem anderen aus der Erde. Es dauert keine zehn Tage, und mein ehemals üppiges Basilikum sieht aus wie ... – ach lassen wir das. Fräulein Schröder aber fängt spätestens am

vierten Tag an, sich an meinem Leid zu weiden, sich in meinem Elend zu suhlen. «Vielleicht solltest du es etwas düngen, vielleicht solltest du es nicht so viel gießen, vielleicht solltest du es ganz anders gießen, vielleicht solltest du es aus der Sonne nehmen, vielleicht solltest du es in den Halbschatten stellen, vielleicht solltest du es umtopfen, vielleicht solltest du es abzupfen, vielleicht solltest du es abzupfen, vielleicht solltest du es an ganz anderen Stellen abzupfen, am besten solltest du alle Blätter abrupfen und diese dann einfrieren.» Sie sagt all diese Dinge immer nur ganz beiläufig. Ganz nebenbei. Harmlos scheinbar. Allein, das ist nicht so. Das ist die reine Schadenfreude.

Mittlerweile aber weiß ich ganz genau, warum mein Basilikum immer die Ohren anlegt: Ich werde betrogen. Hintergangen. Über den Tisch gezogen. Die stecken alle unter einer Decke. Der Lieferant, der Supermarkt, der Verkäufer. Alle. Wahrscheinlich gibt es irgendwo eine versteckte Kamera. Ich kaufe mal wieder so einen Topf, und die Nation sitzt vor dem Fernseher und lacht sich tot. Johl! Schenkelklatsch! Das Basilikum, das man mir andreht, das sieht eben nur so aus wie eine Pflanze. Tatsächlich stammt das Zeug aus einem holländischen Chemielabor und besteht aus alten Kartoffelschalen, die mit grüner Farbe bemalt wurden. Alle wissen das, nur ich nicht. «Du spinnst», sagt Fräulein Schröder, «du leidest unter Verschwörungstheorien.» Ich aber weiß: Mein Basilikum lebt gar nicht. Mein Basilikum simuliert nur Leben. Außen ist es grün. Aber innen, da ist es braun und holzig und tot. Es hat weder einen ordentlichen Stoffwechsel noch bewegt es sich – sieht man mal von den Wirkungen der Schwerkraft ab. Und von Fortpflanzung kann ja erst recht nicht die Rede sein. Ich kann es noch nicht mal töten, denn es ist eh schon tot.

Vor einigen Wochen war es dann Fräulein Schröder, die ein neues Basilikum mitbrachte. «Rühr es nicht an!», befahl sie mir, «ich kümmer mich drum.» War mir nur recht. Ich habe es nicht angetastet. Ehrlich. Ich bin dran vorbeigegangen, habe immer nur ganz leise «Na, du olles Basilikum!» gezischt, habe meine Tomaten ohne es gegessen und höchstens ein paar vernichtende Blicke Richtung Fensterbank geworfen. Nach einer Woche war es so grün und üppig wie am ersten Tag. Nach der zweiten Woche hatte es sogar neue Blätter. Dann fing Fräulein Schröders Basilikum auch noch an zu blühen. Man ahnt ja gar nicht, wie hinterhältig Pflanzen sein können. Aus den Samen könne man neues Basilikum züchten, frohlockte Fräulein Schröder, Einfach nur demütigend. Gestern habe ich diesem Spuk ein Ende bereitet. Ich habe die Küchenschere genommen, die Stängel bis zum Ansatz abgeschnitten und aus der ganzen Pracht ein Pesto gehäckselt, das für ein halbes Jahr reichen sollte. Leben? Leben ist Widerstand leisten.